

dtv

»Petting statt Pershing« war das Motto der 80er, statt zu twittern heftete man sich Buttons an. Damals trug man Clogs und Schulterpolster, nähte Bordüren an die Jeans, versuchte sich an der Farah-Fawcett-Lockenmähne und anderen modischen Auswüchsen. Für eine Frau ziemlich groß geraten, hatte Helene Mierscheid ernsthafte Bedenken, ob sie wohl jemals einen Mann finden würde – in ihrer Heimat, dem Odenwald, wohl eher nicht. Politisch war man gegen den Krieg und für »ein bisschen Frieden«, trug aber gerne Militärparkas – und solcher Widersprüche gab es mehr. Vom ersten Cluburlaub mit Neckermann und dem Elend der Zahnspange bis zum Ende eines Feindbildes (Franz Josef Strauß stirbt): Helene Mierscheids Erinnerungen an ihre Jugend in der Provinz sind eine Zeitreise von hohem Unterhaltungswert.

Helene Mierscheid, alias Barbara Friedl-Stocks, arbeitete nach dem Studium zehn Jahre lang als Assistentin von Bundestagsabgeordneten, bevor sie sich dem Kabarett zuwandte. Als »Lebensberaterin Helene Mierscheid« tourt sie durch Deutschland. Darüber hinaus verfasst sie als Ghostwriterin Bühnen- und Buchttexte für verschiedene Comedians und Kabarettisten und schreibt Kinderbücher.

HELENE MIERSCHIED

VOKUHILA

**Als scheiße
aussehen
Mode war**

Deutscher Taschenbuch Verlag

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Webseite
www.dtv.de**



Auch als E-Book erhältlich

Originalausgabe

©2014 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

Dieses Werk wurde vermittelt durch
die Literaturagentur Wortunion (www.wortunion.de).

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier
für Gestaltung, Stephanie Weischer unter

Verwendung von Fotos von gettyimages

Gesetzt aus der Adobe Garamond Pro 11/13'

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: Druckerei Kösel, Krugzell

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-34832-4

Inhalt

| | |
|--|-----|
| Prolog | 9 |
| Landeier auf großer Fahrt | 11 |
| Kommunikation in Zeiten des sprechenden Knochens | 22 |
| Auf dem hohen Ross oder Hochmut kommt vor dem Knall | 27 |
| Aufklärung für die Massen | 35 |
| Ene, mene, muh und nass bist du | 41 |
| Rundhose oder Was nicht passt, wird passend gemacht | 48 |
| Die RAF im Odenwald | 55 |
| Von Wald-Michelbach in den Londoner Untergrund | 60 |
| 1980! Es geht ums Durchbeißen | 64 |
| Auf der Suche nach Anschluss | 67 |
| Per Anhalter durch den Odenwald | 71 |
| Staatsbürger in Uniform | 80 |
| Der Garten Eden oder Viel Rauch um nichts | 88 |
| Modische Eskapaden in Heidelberg | 97 |
| Schluss mit Kneifen – wir werden gepfändet | 102 |
| Ein Hund ohne Nüsse | 105 |
| Vokuhila – ein Schicksalsschlag | 110 |
| Popper überfährt man mit dem Chopper | 117 |
| Eine Reporterin wird rasend | 120 |
| Trampen als Lebensstil | 124 |

| | |
|---|-----|
| Ein Mann, ein Brot und eine Jeanshose | 126 |
| Baden sehen und baden gehen | 133 |
| Elba sehen und dann? | 137 |
| Aus die Maus | 151 |
| Startbahn West | 155 |
| Stadtluft macht frei oder Die Universität ruft | 162 |
| Die scheue WG | 172 |
| Vanilletee oder Ich werde fast autonom | 180 |
| Als Terroristin im Irak | 188 |
| Das Seminar strickt und die Männer werden Softies | 191 |
| Eine Frau bekennt Farbe | 197 |
| Das wahre Studentenleben | 202 |
| Noch mehr Sex | 207 |
| Drugs! | 217 |
| Trampen als Notwendigkeit | 221 |
| In den Fängen von Maggie Thatcher | 222 |
| Der Computer kommt | 239 |
| Das Feindbild stirbt und Graf Lambsdorff sagt meinen Pantoffeln die Wahrheit | 245 |
| Der Osten lebt | 250 |
| Bon voyage, Madame Butterfly! | 253 |
| Danksagung | 255 |

*Für Andrea – die Beste
Für Sandra – meine Wahlschwester
Für Ulrike – für immer
Für meine Familie
Und natürlich ist das Buch auch
dem armen Viecherl gewidmet.*

Prolog

In den 80er-Jahren hatten wir sehr viel Sex. Das lag vor allem daran, dass unsere Klamotten so hässlich waren, dass wir sie gar nicht schnell genug ausziehen konnten. Wir sind zwischen 1955 und 1965 geboren. Wir haben die Mondlandung live erlebt, vor dem Schwarzweißfernseher der Nachbarn. Als ich 1963 geboren wurde, ging bald darauf das ZDF auf Sendung und John F. Kennedy wurde erschossen. Was für ein Anfang – der Beginn der drögen Volksmusik für alle und das Ende einer großen Hoffnung.

Die 60er-Jahre waren politisch, die 70er bekifft. Dafür herrschte bei uns Bombenstimmung. Dennoch waren wir die Generation »uncool« und lebten den Widerspruch. Wir trugen Militärparkas und waren gleichzeitig gegen den Krieg. Wir liebten die großen, alten Schlitten, fuhren aber Golf. Wir waren gegen Helmut Kohl, aber auch gegen Helmut Schmidt. Helmut Kohl nannten wir »Birne« – für ihn waren wir Fallobst. Das verband ihn mit Helmut Schmidt, der nannte uns den »Druck der Straße«. Wir waren für Willy Brandt, aber gegen die SPD.

Wir wollten ein bisschen Frieden. Dabei hätten wir es gerne gehabt, dass NATO und Warschauer Pakt so freundlich gewesen wären, ihre Atomsprengköpfe nicht auf unsere Häupter zu richten. Taten sie aber. Was blieb da noch anderes übrig, als aus diesem Leben das Beste zu machen? Kurz, wie es wahrscheinlich sein würde?

Ihr nennt es Hedonismus, ich nenne es Verzweiflung. Wir hatten die langweiligsten Partys aller Zeiten. Wir haben darüber diskutiert, wie man sich am besten nach einem Atomschlag umbringt. Dann sind wir miteinander ins Bett gegangen und wussten noch nicht, dass sich das als die effektivste Art herausstellen sollte. Wir hatten das Waldsterben und wir hatten Tschernobyl. Wir hatten Maggie Thatcher und Ronald Reagan.

Und nun zu mir: Man sagt, es gibt vier Diskriminierungsstufen: weiblich, katholisch, Arbeiterkind und vom Land. Jetzt kennen Sie mich – Helene Mierscheid. Da, wo ich herkomme, waren wir nicht die »Generation Golf«, wir waren höchstens die »Generation Minigolf«! Ich hatte drei Schwestern, eine tüttelige Oma, eine resignierte Mutter und einen schweigsamen Vater. Meine größte Angst war, dass ich sterben könnte, bevor ich einen Mann kennengelernt hätte. Ich wuchs im Odenwald auf – da war das schwierig. Ich war ungewöhnlich groß und die Männer ungewöhnlich klein. Für die war Minigolf richtiges Golf.

Ich musste also weg.

Landeier auf großer Fahrt

Wer die 80er verstehen will, muss mit den 70ern anfangen. Wir beginnen im Jahr 1979. Eine große westdeutsche Versandhausfirma, die es heutzutage nicht mehr gibt, brachte ihren ersten Katalog »Club 28«-Reisen heraus. Das waren Reisen nur für Jugendliche und junge Erwachsene. »Trau keinem über 30« war für die kein Streit-, sondern gar kein Thema, weil sie ohnehin niemanden über 30 mitgenommen hätten. Das Antidiskriminierungsgesetz gab es noch nicht. Meine ältere Schwester Gabi und ich hatten mit der Altersschranke auch kein Problem – sie war knapp 18 und ich 16. Reiseziel war Djerba, Tunesien.

Die 70er und frühen 80er waren RAF-Zeit. Überall in der Bundesrepublik und West-Berlin standen Polizei- und Militärpatrouillen herum. Überall hingen Fahndungsplakate.

Meine Schwester Gabi machte damals eine Friseurlehre und ich war Oberschülerin und arbeitete nebenbei als Freie für die Lokalzeitung – beide verdienten wir also sehr mühsam unser Geld. Friseure bekamen fast nichts während der Ausbildung und mussten daher praktisch von den Trinkgeldern leben, und für die meisten änderte sich das auch nach der Lehre nicht wesentlich. Ich schrieb zwar für die Zeitung, bekam pro veröffentlichter Zeile aber nur 10 Pfennig und niemals Trinkgeld. Leider wollte mich noch nicht einmal jemand bestechen, dafür war die »Odenwälder Zei-

tung einfach zu unbedeutend. Damit wir uns die Reise überhaupt leisten konnten, halfen unsere Eltern finanziell etwas aus – die Aussicht, uns beide für vierzehn Tage von der Backe zu haben, muss ihnen wohl unwiderstehlich vorgekommen sein.

Mitte Juli ging es los. Unsere älteste Schwester Anne saß am Steuer ihres ersten Autos, eines Ford 12 M, der aussah wie eine braune Badewanne für die ganze Familie. Neben ihr saß ihr erster Freund und heutiger Ehemann, der so klein und dünn war, dass er in unserer Familie nie besonders auffiel und es so bis heute geschafft hat zu überleben. Unsere Jüngste, Heidi, war erst neun, durfte der Vollständigkeit halber aber auch mit – denn es ging schließlich zum ersten Mal zum Flughafen nach Frankfurt am Main. Da war dann auch schon das Schild: »Airbase«. Nun hatten wir alle – bis auf Heidi – Englisch in der Schule und waren stolz auf unsere Sprachkenntnisse: Air-base = Flug-hafen. Klarer Fall. Wir fuhren die Ausfahrt runter. Am größten Flughafen Deutschlands war erstaunlich wenig los. Die vielen Uniformierten mit Maschinengewehren irritierten uns nicht weiter – das war zu dieser Zeit Alltagsbild in der Bundesrepublik.

Sie gestikulierten außerdem wie verrückt – vielleicht waren sie gerade wieder einem der RAF-Terroristen auf der Spur? Ungerührt fuhren wir weiter. Der Flughafen war wirklich nicht so groß, wie wir gedacht hatten. Plötzlich fuhr vor uns eine riesige Metallkralle aus dem Boden. Meine Schwester stieg in die Eisen und der Ford kam schlitternd knapp vor der Kralle zum Stehen. In Windeseile waren wir von schwerstbewaffneten Soldaten umstellt. Sechs Maschinenpistolen waren auf uns gerichtet. Wir schauten nur verdattert aus der Wäsche – mein künftiger Schwager

hob die Hände, was in meiner Familie seinen Ruf als Feigling ein für allemal zementierte.

»Where do you think you are going?«, herrschte uns einer an – es war der mit der größten Knarre und von daher wohl der Chef.

»Tunesia«, antwortete ich, weil man im Angesicht von geladenen Maschinenpistolen nicht lügen sollte.

»Tunesien« war damals keine gute Ansage, weil dort angeblich Terroristen ausgebildet wurden. Flugs wurden die Maschinenpistolen durchgeladen. Wir schluckten. Dann mussten wir alle aussteigen und die Koffer wurden durchsucht. Zu meiner grenzenlosen Peinlichkeit kam dabei mein Lieblingskuscheltier ans Tageslicht. Die GIs betrachteten es misstrauisch. Ein Sprengstoffhund schnupperte daran, um dann vergnügt mit dem Schwanz zu wedeln – anscheinend gefiel ihm das Kuscheltier auch ganz gut.

Entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit waren meine älteren Schwestern stumm wie Fische, mein Schwager hatte sich ergeben und meine jüngere Schwester drohte sich gleich vor Angst zu übergeben – also ergriff ich kurzerhand das Wort und erklärte den bedrohlichen Herren, dass wir mit Neckermann-Reisen, genauer mit Club 28, nach Djerba wollten. Die Soldaten hatten natürlich noch nie von Neckermann-Reisen gehört oder vom Club 28 – was bescheuerte Landeier waren, erkannten sie nach einer Weile aber schon.

Die Maschinenpistolen senkten sich.

»You want to go to the airport not the military airbase, you idiots.«

Unser Englisch war wohl doch nicht so gut, wie wir gedacht hatten.

Mein Vorschlag, auf das Schild an der Autobahn nicht nur »Airbase«, sondern »Military Airbase« zu schreiben, kam inmitten des kalten Krieges *und* der RAF-Zeit nicht sehr gut an. Die Maschinengewehre hoben sich wieder.

»Mach jetzt keinen Scheiß«, zischte mein Schwager in spe durch zusammengebissene Zähne.

Der Flug nach Djerba dauerte nicht wie angekündigt drei, sondern bereits vier Stunden. Ich war in dieses kleinste und älteste aller Flugzeuge eigentlich auch nur eingestiegen, weil ich der Meinung war, dass es ohnehin nie abheben würde. Tunis Air ist bis heute berüchtigt. Wenn Sie Tunesien buchen und das Reisebüro sagt, dass noch nicht feststeht, mit welcher Linie Sie fliegen werden, dann ist es garantiert Tunis Air. Die Betreiber müssen tiefreligiöse Leute sein. Die Maschinen sehen nämlich nicht so aus, als ob sie ohne Gottes Hilfe fliegen könnten. Es war unser erster Flug. Dennoch erkannten auch wir den Unterschied zwischen den vertrauenerweckend chromblitzenden Jets der internationalen Airlines und der schmutzigen kleinen Blechbüchse von Tunis Air. Auch der Kapitän sah mit seinem Viertagebart sehr gefährlich aus. Die Stewardessen waren dagegen bildschön, servierten aber mit sardonischem Lächeln ein Hühnergericht, das verdächtig ungar aussah.

Nun war es schon späte Nacht und wir kreisten immer noch über Tunis. Tunis sieht bei Nacht aus wie ein großer Stern. Nach einer Stunde kannten wir den großen Stern allerdings schon ziemlich gut. Um uns die Zeit zu vertreiben, durften wir alle einmal das Cockpit besuchen. Viele Schalter, viele Hebel – sehr beeindruckend. Der Pilot unterhielt sich auf Französisch mit dem Tower. Er klang ungehalten.

Meine Schwester, die in der Schule kein Französisch gehabt hatte, fragte mich, was er sagte.

»Er sagt: Wir haben keinen Sprit mehr und werden jetzt Djerba anfliegen, verdammte Scheiße«, übersetzte ich wörtlich.

Meine Schwester hatte einen Komplex, weil sie »nur« einen Hauptschulabschluss hatte. Sie boxte mich in die Seite.

»Ach Quatsch – du und dein Französisch.«

Dann wurden wir von den bildschönen Stewardessen auf unsere Plätze gescheucht, alle schnallten sich an, und wir landeten bald darauf auf Djerba.

Auf Djerba wurden wir von unglaublicher Hitze und einem sehr blöden Reiseleiter in Empfang genommen. Wir hatten ein wunderschönes Zimmer in einer idyllischen Bungalow-Hotelanlage. Das Hotel »Medina« war keine Bettenburg. Drei große Schaben sagten auch Hallo, bevor sie in unserem Bad verschwanden – wahrscheinlich wollten sie bei der Hitze duschen. Wir packten die Koffer aus. Das heißt, ich packte meinen Koffer aus, während meine Schwester fieberhaft nach ihrem Kofferschlüssel fahndete.

Nichts. Nachdem wir alles durchsucht hatten, gab es nur noch eine Lösung: die Rezeption. Ich ging also hin und fragte mit Hilfe meines Wörterbuchs nach einem Dietrich. Der Mann hinter der Theke war erst ungläubig, dann erstaunt und dann sehr erheitert. Er lachte wie verrückt und schüttelte den Kopf. Das lag bestimmt am Ramadan. Wenn man bei der Hitze den ganzen Tag nichts essen und trinken durfte, wurde man bestimmt ein bisschen malle in der Birne. Ich fürchte heute, dass er dasselbe von mir dachte.

Unverrichteter Dinge kam ich zurück. Wir zogen uns aus. Es war ja schon sehr spät. Dann hörten wir etwas klirren und sahen unter das Bett: Und da lag der Schlüssel, genau neben zwei weiteren Schaben, die gerade Liebe machten. Er war wohl aus der Brusttasche des T-Shirts meiner Schwester gefallen – Gabi hatte ihn da hineingetan, um ihn im Hotel gleich bei der Hand zu haben. Wir beschlossen, das Privatleben der Schaben zu respektieren, und gingen schlafen.

Doch wir konnten nicht einschlafen, es war einfach alles zu aufregend gewesen. Meine Schwester schubste mich in die Seite.

»Helene, lass uns zum Strand gehen.«

Da wir abends geflogen waren, hatten wir das Wasser noch nicht richtig gesehen, sondern mehr erahnt. Wir standen auf, zogen unsere Badeanzüge an und ab ging es. Die Anlage war groß und nur schwach beleuchtet, und so dauerte es eine ganze Weile, bis wir das Rauschen des Meeres deutlicher hörten. Da war es! Großartig, dunkel und mysteriös! Hinein ins Vergnügen. Und kreisch! Wieder heraus! Wir waren in eine große Seetangkolonie gesprungen. Seetang im Dunkeln fühlt sich an wie ein Angriff von Außerirdischen.

Also zurück. Da alle Bungalows identisch aussahen, lernten wir auch gleich unsere Nachbarn kennen, die wir durch unser lautes Herumgeschleiche aus dem Schlaf schreckten. Unsere Schaben begrüßten uns freundlich von der Zimmerdecke aus. Wir zogen die Laken bis über die Ohren.

Am nächsten Tag gegen Mittag brachen wir zu einem Spaziergang auf. Es war furchtbar heiß und wir hatten weder Wasser noch Hüte dabei. Unser Reiseleiter hatte ver-

schlafen, deshalb der späte Aufbruch. Nach zwei Stunden Marsch durch die sengende Hitze wurde mir immer elender zumute. Über uns kreisten schon die Geier. Schließlich hatte ich nur noch einen schwachen Tunnelblick. Die Geier kamen näher. Da – das Dorf! Es gab ein Café mit Ventilator! Der Himmel auf Erden! Zwei große Flaschen stilles Wasser und wir wurden wieder Menschen. Die Geier zogen enttäuscht ab.

Ich brauchte einen Hut, das stand fest. Als Sonnenschutz und damit ich etwas zum Wedeln hatte, falls die Geier zurückkehrten. Wir fanden im Dorf ein Hutgeschäft. Allerdings habe ich einen sehr großen Kopf, von dem meine Schwestern gerne behaupten, dass er für die Größe relativ wenig Inhalt hätte. Dafür sind Schwestern auf der Welt: damit wir nicht eitel werden. Keiner der Hüte wollte richtig passen – bis auf den, den der Besitzer selbst trug. Kurzerhand angelte ich ihn von seinem Kopf und setzte ihn mir auf, womit ich wahrscheinlich gegen alle Regeln der guten tunesischen Sitten verstoßen habe; aber er passte, immerhin. Wir verließen das Dorf rasch, bevor sich mein Frevel herumsprechen konnte.

Zurück ging es am Meer entlang, was so schön war, dass wir nicht merkten, wie meine Schwester sich einen so schlimmen Sonnenbrand auf den Schultern holte, dass sie den Rest des Urlaubs tief verschleiert am Strand verbringen musste und mehrfach für eine Einheimische gehalten wurde.

Am nächsten Tag fuhren wir mit Ami-Jeeps in die Steinwüste. Diesmal begleitete uns ein ortskundiger Fahrer. Doch dann hatten wir mitten in der Wüste eine Reifenpanne und kein Flickzeug dabei. Das bei mittlerweile 40 Grad

im Schatten, und zwar ganz ohne Schatten. Die anderen waren längst weitergefahren. Um uns herum nur Steinwüste, so weit das Auge blickte. Schließlich beschloss unser Fahrer: Auch ein platter Reifen ist ein guter Reifen. Selbstverständlich hielt auch er den Ramadan ein. Und fuhr uns dennoch stoisch durch die glühende Schotterwüste.

Ich wollte ihn etwas fragen und tippte an seine Schulter. Da bemerkte ich, dass er tief und fest schlief und gerade dabei war, uns in einen beeindruckenden Abgrund zu chauffieren. Der Beifahrer schlief ebenfalls und verpasste so den eigenen Nahtod. Meine Schwester und ich begannen wie am Spieß zu schreien, der Fahrer riss das Steuer rum und der platte Reifen rettete uns schließlich das Leben.

Wir beschlossen, unsere zukünftigen Aktivitäten ohne den bekloppten Reiseleiter zu gestalten. Adieu Club 28 – willkommen Mohammed und Ali. Mohammed und Ali waren Kellner in unserem Hotel und halfen uns gerne bei der Freizeitplanung. Wir gingen jeden Abend mit ihnen aus und lernten so alle Clubs der Insel kennen. Hinzu kamen noch ein paar Kumpels der beiden, sodass wir jeden Abend mit einer ganzen Horde gut aussehender Typen unterwegs waren.

Im ersten Club tauchte ein Schlangenbeschwörer auf. Er legte mir kommentarlos eine große Schlange um den Hals. Alle Frauen begannen hysterisch zu kreischen – nur ich nicht. Aber nur, weil ich vor Schreck keinen Ton herausbrachte. Am nächsten Morgen stellten uns Mohammed und Ali Mohammeds Schwager vor. Der vermietete Pferde und Kamele an Touristen, was ziemlich lustig aussah, denn Kamele sind sehr viel größer, als man gemeinhin denkt. Manchmal gingen sie sehr gesittet, aber manchmal rasten

sie auch mit ihren hilflosen, blassen Reitern vorbei, gefolgt von einem schreienden Führer.

Da wir kein Geld hatten, erlaubte Mohammeds Schwager uns, kostenlos auf einem Pferd zu reiten, das zum Abkühlen ins Wasser gebracht wurde. Nun bin ich – vorsichtig ausgedrückt – nicht allzu sportlich veranlagt. Also setzte sich Mohammed verkehrt herum aufs Pferd: Er zog und Ali schob, bis ich schließlich ein Bein über dem Pferderücken hatte. Alle am Strand freuten sich über den Erfolg. Dann verlor ich das Gleichgewicht, klammerte mich instinktiv an Mohammed und wir beide glitten vom Pferderücken. Na gut: In Wahrheit knallten wir mit Karacho ins Wasser. Das Publikum am Strand war international. Slapstick funktioniert über alle Sprach- und Kulturgrenzen hinweg.

Am Abend: anderer Club, derselbe Schlangenbeschwörer. Wieder bekam ich die Schlange um den Hals – inzwischen hatten wir darin eine gewisse Routine, die Schlange und ich. Nächster Abend: ein ganz anderer Club am anderen Ende der Insel. Wer kam herein? Unser Schlangenbeschwörer. Die Schlange wedelte schon vor Freude mit dem Schwanz, als sie mich wiedererkannte. Ich fing an sie zu mögen, was gut war, da wir den Schlangenbeschwörer jeden Abend trafen. Egal wo wir hingingen. Ich nannte die Schlange schließlich Renate.

Inzwischen hatten sich auch Pärchen gebildet. Mohammed war hinter meiner Schwester her und Ali hinter mir. Ali war größer und sah besser aus. Ha! Die beiden sorgten im Hotel bei Tisch dafür, dass wir stets die größten Portionen erhielten. Die kamen unseren hungrigen Mägen entgegen, die beiden schmucken Jungs unseren noch un-

erprobten Hormonen. Tunesier können sehr romantisch sein. Aber natürlich konnte das auf Dauer nicht gut gehen.

Am letzten Tag erwischte mich Montezumas Rache. Es begann beim Abendessen, das uns Mohammed und Ali gewohnt glutäugig servierten. Ali zwinkerte verführerisch. Unser letzter gemeinsamer Abend stand bevor und wir hatten uns schon verabredet. Zuerst Disco mit Renate, die ja unweigerlich mit ihrem Beschwörer auftauchen würde, und dann wollten wir beide den tunesischen Nachthimmel in den Dünen beobachten.

Mir war plötzlich ganz eigenartig ums Herz. Während meine Schwester mit gutem Appetit aß, brachte ich keinen Bissen runter. Sie fand Mohammed nicht so toll wie ich Ali – vielleicht lag es ja daran. Das Herz wurde mir richtig schwer und rutschte in die Hose – im wahrsten Sinne des Wortes –, und ich musste plötzlich sofort in unseren Bungalow. Sofort! Ich sprang auf und schnappte mir den Schlüssel.

»Ich muss mal!« Ich war damals zwar schlank, aber schon sehr groß, und die Tische standen eng. Verzweifelt kämpfte ich mich durch den Raum, während die Hosenbeine meiner Shorts versuchten, meine Flucht zu vereiteln, indem sie sich im Vorbeihuschen in Stuhllehnen verhedderten. Mit Mühe und Not erreichte ich schließlich den Notausgang und rannte wie eine Irre zum Bungalow – begleitet von den Sirenen der Alarmanlage, die das gesamte Hotel Medina über mein Problem informierten. Ich stürmte mit so viel Schwung in unser Zimmer, dass unsere Schaben sich zu Tode erschrecken und von der Decke fielen. Es war ein gnädiger Tod, denn spätestens die Gerüche, die wenige Mi-